

Zwischen Innen und Außen?

Der Aufforderung, das nicht vorhandene Manuskript eines nicht gehaltenen Vortrags zur Veröffentlichung im Nachdruck der 77er Tagung des IdS freizugeben, komme ich nach inzwischen erfolgtem Abschluß des ersten Bandes der vergleichenden deutsch-französischen Grammatik mit dem vorliegenden Postscriptum gern nach, ist es doch sieben lange Jahre mein Los gewesen, Vor- und Nachteile von "Innen" und "Außen" nicht nur im Prinzip, sondern auch in der konkreten Durchführung zu erwägen und zu erproben. *Innen* und *Außen* sind – so scheint mir heute mehr noch als gestern – ziemlich primitive Metaphern. Von innen oder drinnen glaubt derjenige die Sprache zu sehen, der in ihr lebt, denkt und spricht. Von außen oder draußen meint derjenige sie zu sehen, der sie entweder noch nicht oder nicht ganz besitzt, aber sehr wohl eine andere seine eigene nennt und in dieser seine Maßstäbe findet. Das kontrastive Geschäft bestünde demnach in der Konfrontation der fremden, von außen betrachteten Sprache mit der eigenen, von innen erlebten Sprache. Reversibel wäre ein solches Unternehmen nicht: ein Foto bildet eine Plastik ab, nicht umgekehrt! Vergleichbarer wären vermutlich zwei Außenansichten bzw. zwei Innenanschauungen untereinander.

Einige standhafte Epigonen mögen immer noch meinen, eine wissenschaftliche Beschreibung müsse von den inneren Formen absehen und dürfte insbesondere nicht inhaltsbezogen sein. Wem ist es gelungen, diese Als-ob-Methode durchzuhalten und so zu tun, als verstände er seine eigene Sprache nicht? Das Umgekehrte ist noch weniger praktikabel: man kann das Verständnis eines Sprachsystems nicht simulieren, wenn man die betreffende Sprache nicht wirklich beherrscht.

Auslandsgermanisten mögen manchmal den Eindruck haben, das Interesse an ihren Betrachtungen sei mehr diplomatisch als wissenschaftlich, oder höchstens "pädagogisch". Bei Gelegenheit werden die eigentlichen Überzeugungen deutlicher, wie bei jenem internationalen Kolloquium, das eine um die Prerogativen ihres heimischen Instituts eifersüchtige energische jüngere Delegierte hören konnte, die einem unbequemen, aber immerhin gestandenen ausländischen Germanisten den längst fälligen öffentlichen Rat erteilte: "Beschäftigen Sie sich doch mit dem Französischen – mit dem Deutschen werden wir schon selber fertig!" Was mich am meisten beeindruckte, war weder das Fallen der Maske noch die korporative Angst, sondern der Anspruch des Innen-Lagers auf ein Monopol der Als-ob-

Außen-Methode, ging es doch um Baumschulorthodoxie in der Satzanalyse, also doch um Importware.

Die Metaphern "Innen" und "Außen" halte ich schon deswegen für schwach, weil die Sprache nie unmittelbar betrachtet wird, sei es vom einem zünftigen Sprachwissenschaftler, sei es von einem Audodidakten oder von einem reflektierenden Schriftsteller. Die Innengrammatiker tragen wie die Außengrammatiker Brillen, ja die ersten sind der Gefahr ausgesetzt, es nicht zu merken. Wenn die Gewohnheiten zur zweiten Natur geworden sind, wird es schwierig, ein Traktat über die Natur zu konzipieren. Als ich vor einem Jahrzehnt am ersten Band einer "Metaграмmatik" (über "Aussage" und "Beifügung" – der zweite wird die "Funktion" untersuchen) arbeitete, so wollte ich eigentlich keine kritische Theorie zweiten Grades aufstellen; im Gegenteil, mich beschäftigte fast ausschließlich die Realität, und ein Dutzend Sätze im ganzen Buch. Ich wollte nur betonen, daß das grammatische Geschäft bewußten Abstand verlangt, und das heißt Prüfung von Kategorien und Definition von Begriffen. Sogenannte "theorielose" Grammatik ist überhaupt keine Grammatik – und schon gar keine Theorielosigkeit, sondern ein besonders naiver Ausdruck einer forschen Ahnungslosigkeit. So entsprechen beide Topoi, das Innen wie das Außen, naturgemäß einer naiven Gesinnung, trotz reiner Intentionen in der didaktischen Anwendung, und trotz des oberflächlichen Gegensatzes von unkritischer Gläubigkeit und verabsolutiertem Selbstbewußtsein auf der einen, systematischer Skepsis und verständnisloser Relativisierung auf der anderen Seite.

Für angemessener halte ich das gleichzeitige, aber wohlunterscheidende Bemühen um den Gegenstand der Forschung und um die epistemologischen Mittel (und das ist nicht nur die Methode im engeren Sinne!). Grammatik, so sagte ein französischer Rhetoriker am Petersburger Hof eines Abends, sei halt doch ein Hebel, der bei nicht wenigen schwerer als die Last sei ...

Die coserianische Formulierung der Universalienfrage um das *tertium comparationis* herum hat mich denn auch nachhaltiger beeindruckt als die Sorge um eine optimale Pädagogik als Synthese einer den Deutschsprachigen intuitiv nacherfaßbaren Innen-Grammatik und einer den Fremdsprachigen diskursiv zu verabreichenden Außen-Grammatik.

Mit allgemeinen guten Absichten oder kritischen Bemerkungen ist es nicht getan. Im Detail steckt alles, und in der Anwendung zeigen sich erst die Prinzipien. Ich möchte deswegen drei Fragen herausgreifen, mit denen man überhaupt erst fertig wird, wenn man sich mit der französischen Grammatik, d.h. auch mit der Grammatik in Frankreich, beschäftigt: die Kongruenz

der Person, die innere Ordnung der zusammengesetzten Verbform und die prädikative Natur des Objektes. In allen drei Bereichen verstehen sich Außen- und Innen-Grammatik ausgezeichnet – aber an der Sache vorbei.

Das bin ich !

Zitat:

Kongruenz der Person:

ich bin, gehe, ihr seid, geht u.a.

Während sich im allgemeinen das Verb nach dem Subjekt richtet, stimmt es mit dem Prädikatsnomen überein, wenn dieses ein Personalpronomen ist: *das bin ich gewesen; das wart ihr* (von *das* wird ausgesagt, wer es war, nämlich *ich* bzw. *ibr*).

Ein mit dem "Prädikatsnomen" und nicht mit dem Subjekt "kongruierendes" Verb, das ist starker Tobak. Während die Numeruskongruenz synesisbeherrscht ist und während sich weder Kasus- noch Genusprobleme stellen, formuliert die herkömmliche Grammatik in Bezug auf die Person bei bestimmten Fürwörter eine "Ausnahme" zur "regelmäßigen" Kongruenz (des Prädikates mit dem Subjekt). Aus inneren oder aus äußeren Gründen?

Daß es nicht *das ist ich*, sondern *das bin ich* heißen muß, wird natürlich nicht beanstandet. Warum aber wurde in dieser Wendung *das* als Subjekt und *ich* als Prädikatsnomen verstanden, trotz des horrenden theoretischen Preises, der für eine solche Leseart bar zu zahlen war? Meine These ist, daß Innen und Außen miteinander und ineinander für diese abnorme Hypothese plädierten.

In einer Folge X-Y-Verb oder X-Verb-Y lassen sich die Funktionen von X und Y an deren Morphemen ablesen, falls keine Kasusgleichheit vorliegt: *weil ihn das Fell juckt – bis sie der Kuckuck ruft – bevor die Sonne dem Mond entkommt – ob das Licht den Schatten scheut – dem Vater gleicht der Sohn – ein gutes Beispiel findet jeder – den Wald warnt der Eichelhäher*. Manchmal liegt doppelte Markierung vor: *dieser Traum bedrückte den Seelenarzt – einen solchen Schwur leistete er nie*. Eine einfache Markierung schafft es auch: *gar nichts wußte er – seine Nachbarin erkannte er nicht / seine Nachbarin erkannte ihn nicht – Sie erwarteten uns nicht mehr / Sie erwarteten wir nicht mehr*. Gegebenenfalls hilft das Numerusmorphem des Verbs aus der Verlegenheit: *sie schätzen die anderen / sie schätzt die anderen*. Bei restloser Morphemneutralisierung kann das Lexemverhältnis entscheiden: *das schlechte Modell erschwerte die*

Rechnung — die Preußen mögen die Bayern auch nicht. Der Kontext mag in Extremfällen den Schlüssel bringen, etwa eine Aufzählung der preußischen oder der bayrischen Abneigungen. Es kommt vor, daß ein von seinem Thema bessener und von seinen Kenntnissen verschlungener Autor die Unschuld des Lesers nicht mehr recht einschätzen kann und Sätze schreibt wie dieser, den Jean Fourquet für unentscheidbar hielt: *das Volk verstand Wagner nicht.* Findet jedoch keine Einbettung in den Fluß der Rede statt und liegt kein stechendes Lexemverhältnis vor, so wird der morphematische Schwund wie im Französischen durch taxematische Kodierung kompensiert: in den isolierten Aussagen *die Mutter ruft die Tochter* und *die Tochter ruft die Mutter, die Zahl bestimmt die Menge* und *die Menge bestimmt die Zahl* ist X Subjekt und Y Objekt.

Beim Prädikatsnomen stellt sich ein ähnliches Erkennungsproblem. Eine Kasusopposition ist *a priori* ausgeschlossen. Die sogenannte Dekodierung muß sich an das Lexemverhältnis, oder an Serialisierung im Kontext, oder eben an das Verbmorphem halten: *das bin* weist auf *ich* und nicht auf *das*!

Anscheinend wurde die Bedeutung der morphematischen Markierung unterschätzt und, zugleich, die Berufung auf den Sinn wirr überfordert. Die diachronisch umgestülpte Behauptung, das Verb trete in Kongruenz zu einem Satzglied, passe sich dem Subjekt an, könnte an und für sich die Relation *bin/ich* in *das bin ich* zu identifizieren helfen. Hat sich diese Lesart nicht durchgesetzt, so liegt es an der fehlerhaften Inversion im Kongruenzverhältnis. Bedenkt man nämlich, daß dem Verbmorphem die erste Rolle zukommt, und erblickt man im sogenannten Subjekt eine Expansion, so versteht man nicht nur die *constructio ad sensum* bei Numerusdivergenzen, sondern die radikale Vorentscheidung zugunsten von *ich* statt *das* in *das bin ich*: *das bin* ist der Trumpf, und nicht etwa ein irriges Echo zu einem fremden *das*: das Echo zum *bin* ist das *ich*.

Die Eindeutigkeit von Konstruktionen wie *das bin ich* und *wart ihr das?* schafft den Raum, den rhetorische bzw. pragmatische Varianten anfüllen: *was, das sollst du sein? Nein, das bist du nicht. Du kannst das nicht sein!*

Während die Identifikation des Lexemverhältnisses bei der oben erwähnten Subjekt-Objekt-Verteilung aufgrund diverser Merkmale relativ leicht ist (*Kühe fressen Heublumen / Heublumen fressen Kühe — das Wetter erfreut das Herz / das Herz erfreut das Wetter/die Maschine erstellt die Rechnung - die Rechnung erstellt die Maschine*), blieben bei der Verteilung Subjekt-Prädikatsnomen in einem ganz bestimmten Falle semantische Verhältnisfragen offen, falls man die Vorwegaufhebung der Mehrdeutigkeit durch das Verbmorphem überginge. In den entsprechenden Kon-

struktionen ist das Verbmorphem so etwas wie die letzte Tankstelle vor der Autobahn. Fährt man an ihr vorbei, so bleibt man stecken.

Man beobachte zunächst den Identifizierungsprozeß in denjenigen Fällen, in welchen die Funktionsverteilung nicht morphematisch vorgesichert wird: *grün ist die Heide, die Heide ist grün – grün ist eine ruhige Farbe – dieses Beispiel ist nicht so überzeugend – dieses Argument ist so schlagend nicht – Kupfer ist ein ziemlich weiches Metall – die Natur ist ein Buch – die Wettervorhersage ist nicht seine Stärke – diese Entscheidung war ein so grober Fehler nicht.*

Das "Attribut" (in der französischen Terminologie heißt es gerade in der expliziten Prädizierung *attribut*), welches in diesen Beispielen im sogenannten Prädikatsverband auftaucht, hat stets eine größere "Ausdehnung" als das Subjekt: *grün* ist nicht nur *die Heide*, es gibt auch andere ruhige Farben, ziemlich weiche Metalle, Bücher im übertragenen Sinne, usw. Daß *alle Heide* nicht *alles Grüne* und daß *grün* nicht einfach *Heide* ist, das "weiß" man im vorhinein, denn einen Begriff "verstehen" heißt, wer könnte das bestreiten? , diesen Begriff nach Wand und Höhe in der sogenannten Begriffspyramide orten, eventuell als Projektion in der Metapher. Falls nun Benennungen Begriffe einführen, in X und Y, deren Bedeutung die gleiche Ausdehnung hat, oder Benennungen verwendet, deren Bezeichnung für X und Y auf Identisches weist, entfällt das Kriterium der Extensionsdifferenz. Dies mag der Fall sein bei *Mensch* und *vernunftbegabtes Lebewesen*, bei *Schüler von A* und *Lehrer von C*, bei *Präsident der Regierung* und *Vizepräsident der Partei*, bei *die eins* und *die kleinste positive ganze Zahl*. Aussagen wie *A ist A, ich bin ich, du bist du, man ist man*, wie Philosophen oder Chansonniers sich auszudrücken pflegen, *Recht ist Recht, Tod ist Tod*, usw., zeigen, daß man entweder bei solchen erschöpfenden Gleichsetzung auf Funktionsunterschiede verzichten muß oder wie beim Subjekt-Objekt-Verhältnis sich auf die Reihenfolge verlassen muß – vorausgesetzt, der Kontext bringe seinerseits nicht den geringsten Aufschluß, vor- oder nachher! In isolierten Wendungen vom Typ *X ist Y, ist X Y?* , *X ist nicht Y* und *ist X nicht Y?* liegt wohl eine taxematische Auszeichnung der Funktionen vor. Beim Personalpronomen, also bei *das ist er*, liegen die Dinge wohl komplizierter.

Hat aber ein Verbmorphem (*bin, bist, warst*, usw.) Eindeutigkeit vorweg installiert, so werden zu höheren Zwecken Umstellungen möglich: *bist du das? nein, das bist du! ich bin das nicht, das kann ich doch nicht sein! bin ich denn ein Kamel? nein, ein Esel bin ich!*

Es gibt kein spezifisches syntaktisches Satzmuster als Ausdruck eines Identitätsurteils. Diese Feststellung hat dazu geführt, daß die einen eine

Art Subjektrecht des Erstgenannten postulieren, während andere, auf "saubere" Konventionen bedacht, einfach vorschlugen, das auf -as klingende Pronomen (*das, was*) unabhängig von seiner Stellung zum Subjekt zu proklamieren. Aber *was ist das?* und, frei nach Wilhelm Busch, *das ist das!*, oder, mit offenem Mund, *das ist aber was!?*

Daß weder der erste Platz noch der -as-Auslaut das Subjekt auszeichnen, zeigt folgende Belehrung: *nein, die Heidelbeeren sind nicht rot, zumindest wenn sie reif sind. Rot, das sind nur Preiselbeeren. Heidelbeeren sind blauschwarz. Das sind* findet seine Expansion im Subjekt *Preiselbeeren*.

Daß es *das bist du, bist du das?* und neben *du bist das* auch *du bist es* bzw. *bist du es?*, aber nicht *es bist du* heißen kann, gehört zum Kapitel der zugleich vielfältigen und doch im Einfältigen beschränkten Verwendungsfähigkeit von *es*.

Die übliche Problemstellung, die auf intuitive Erkenntnis hinausläuft, leidet unter der exklusiven und universalen Identifizierung des "Subjektes" mit dem "Satzgegenstand", verwechselt also eine grammatische Funktion mit einer logischen Funktion. Das Subjekt ist nicht unbedingt thematisch und das Thema der Aussage beschränkt sich niemals auf das Subjekt. Thematisch ist immer auch die Tempusinformation, und manchmal noch ein anderes Satzglied, z.B. das irrigerweise als Prädikatsnomen ausgewiesene "Attribut" (das französische *attribut*) in beiden folgenden Auszügen aus dem sogenannten deutschen Nachrichtenmagazin (31. Folge, Nr. 31): "von keinem der mittelalterlichen Dichter ist derart viel an urkundlichen Beglaubigungen überliefert wie von Oswald – was wiederum beweist, daß er *ein eigentlich mittelalterlicher Dichter* nicht mehr war." (S. 138) und "Manche Gedanken dieses Essays, damals vielfach als gefährlich zivilisationsfeindlich abgetan, erscheinen heute, im Zeichen von Umweltvergiftung und Wachstumsgrenzen, *gar so romantisch versponnen* nicht mehr." (S. 152), wobei weder *ein eigentlich mittelalterlicher Dichter* noch *gar so romantisch versponnen* im Prädikatsverband stehen, sondern beide zum komplexen "Satzgegenstand" gehören (was nicht heißt, daß ich sie für das "Subjekt" halte!).

Auch der Ausdruck "Gleichsetzungsnominativ" stiftet Verwirrung, sobald er nicht als bloße Kasusbeschreibung gehandhabt wird. In den drei folgenden Sätzen steht zweimal ein Substantiv und einmal ein Adjektiv im Prädikatsnomen: *ist der Enkel eines meiner Neffen der Neffe eines meiner Onkel?* - *ist dieser Onkel ein Junggeselle?* - *ist der Onkel jünger als sein Neffe?* Gleichsetzung als Identität liegt nur im ersten Satz vor, denn nicht jeder Junggeselle ist dieser Onkel, und jünger als sein Neffe kann auch seine Nichte sein (bzw. nicht sein, aber dann brauche ich ein ganzes Buch).

Die Richtigkeit der Analyse von *das bin ich* mit einem aus dem Morphem von *bin* und dem Pronomen *ich* bestehenden "Subjekt" dürfte mithin erwiesen sein. Wie lassen sich aber die Wendungen *das ist er*, *er ist das* und *das, ist er es*, usw. analysieren? Das Personalmorphem von *ist* läßt eine Ausweitung mit *das* (*das ist doch die Höhe!*) und mit *er* (*er ist ratlos*) zu. Gelten die Regeln der Erstbenennung oder der -as-Wörter, so ist *das* in *das ist er* Subjekt. Dagegen spricht aber ein sprachwissenschaftliches Prinzip, nach welchem eine paradigmatische Reihe durchaus schwache Stellen aufweisen kann und dennoch erkannt wird. Punktuelle Schwäche hebt ein Muster nicht ohne weiteres auf: *das bin ich*, *das bist du*, *das ist er* (*sie, es*), *das sind wir*, *das sind sie* (*Sie*), *daß seid ihr*!

Damit komme ich zur Außen-Grammatik dieser "Kongruenz des Verbs mit dem Prädikatsnomen bei Personalpronomen". Die Wendung *das bin ich* entspricht grob genommen dem französischen Satz *c'est moi*; allerdings liegt auch eine pragmatische Äquivalenz zwischen *c'est moi* und *ich bin's* vor! Immerhin, in der Wendung *c'est moi* fungiert das *demonstrativum* als Subjekt. Die fehlerhafte Transposition dieser Verhältnisse auf die Konstruktion *das bin ich* ist wohl Anlaß und Ursache der m.E. falschen deutschen Regel.

Früher gab es zu *je suis cela* — noch heute gibt es z.B. *tu serais ceci ou cela* — die spezifische syntaktisch ausgezeichnete Variante *ce suis-je*. Die Kasuserosion führte zur positionellen Kompensation. Der morphematisch neutralisierte Typ *c'est lui* löste sich aus einer schwindenden paradigmatischen Reihe, ließ er sich doch als Ausdruck eines Identitätsurteils leicht umdeuten, mit dem *demonstrativum* als Subjekt. Er wurde zum Muster einer neuen Reihe: *das ist x = c'est ... lui, elle, moi, toi, nous, vous*! Archaische Wendungen wie *ce fumes nous qui ...* trifft man in der Schriftsprache noch an, ja gegen das klassische *ce sont eux* kommt das triviale *c'est eux* immer noch kaum an.

Das *c'est moi* ist also der Garten des starken Tobaks von *das* (Subjekt!) *bin* (barbarisch kongruierend!) *ich* (Prädikatsnomen!). Die zitierte "Ausnahmeregel" habe ich einer 1974er Edition eines 1968 veröffentlichten Werkes entnommen. Dieser Imitationsfehler verschwindet allmählich aus den deutschen Grammatiken, allerdings auf eine betonte diskrete Weise. Ich habe deshalb als zweites Beispiel für die Folgen einer unglücklichen Koalition von Innen und Außen eine Theorie gewählt, die sowohl in den herkömmlichen Sprachlehren als auch in den meisten modernisierenden und formalisierenden Systembeschreibungen anzutreffen ist.

Die Konjugation der Umschreibungen

Zitate:

Hilfsverben sind modifizierende Prädikatsteile.

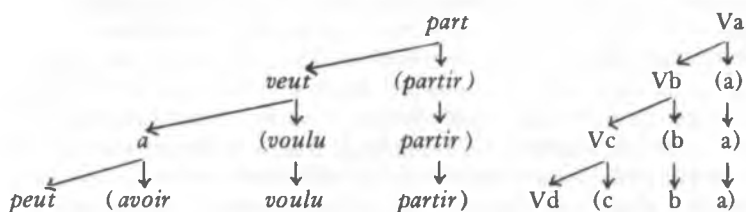
Les verbes auxiliaires sont ceux qui, dépouillant leur signification propre, servent de simples éléments morphologiques...

Obgleich die Einteilung dieser internen Prädikatsmodifikatoren hüben und drüben sowohl in den Appellationen als auch in den Abstufungen nicht die gleiche ist, gelten in beiden Grammatiken die Auxiliaren als Sonderbestimmung des sogenannten Haupt- oder Vollverbs, welches demnach das *Ur-determinatum* im Prädikatsverband bleibt, zu dem in verschiedenen Dimensionen bzw. auf verschiedenen Ebenen ein *determinans* in Dependenz treten kann, z.B. als Prädikatsnomen, als Partikel, oder eben als Hilfsverb, und besonders als Hilfszeitwort, desgleichen als Hilfsmodalwort.

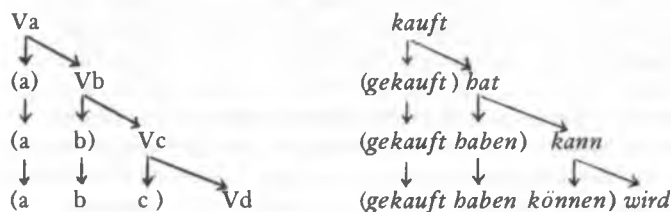
Läßt sich schon im Französischen nachweisen, daß das finite sogenannte Hilfsverb in der sogenannten Verbalgruppe *nucleus* oder Basis ist, und daß eine der (spontanen?) Annahme diametral entgegengesetzte "Dependenz" sowohl die Struktur als auch den Sinn beherrscht, so möchte man glauben, daß das Deutsche dem Grammatiker einen Entscheidungszwang und deswegen eine gründliche Diskussion auferlegt: ist *gekommen ist* das Ergebnis einer Transformation von *ist gekommen*, oder ist umgekehrt *ist gekommen* das Ergebnis einer Transformation von *gekommen ist*? Haben auch einige eine Art große Koalitionstheorie empfohlen (beides, *ist gekommen* und *gekommen ist*, seien "gleichberechtigte Urfiguren"), so gilt im allgemeinen, in Lehrer-Grammatiken wie in Schüler-Grammatiken, eine Vorentscheidung zugunsten von *ist gekommen*. Eine Diskussion darüber gilt als gegenstandslos, da die Struktur der Verbalgruppe ein gesichertes mehrsprachliches Phänomen sei, und insbesondere im Französischen wie im Deutschen zu den Grunddaten der Syntax gehöre.

In der Tat werden nach dem zugleich mißglückten und mißverstandenen französischen Modell deutsche Sätze analysiert, deutsche Konjugationstafeln aufgestellt und deutsche Baumgraphen gepflanzt. Das französische Modell wäre zumindest für das Französische brauchbarer gewesen, wenn gesehen worden wäre, daß jeweils eine neue Basis hinzugezogen wird, wenn die Verbalgruppe "wächst". *Mutandis mutatis* wäre der Abstand von *vient* zu *est venu* oder von *veut partir* zu *a voulu partir* nicht zu vergleichen mit dem Abstand von *le départ* zu *le départ du cheval* oder

von *l'angle de la rue* zu *l'angle de la rue du moulin*, sondern mit dem Abstand von *le départ* zu *l'heure du départ* oder von *l'angle de la rue* zu *le réverbère de l'angle de la rue*! Nun hatten die französischen Grammatiker keine Vorentscheidung zu treffen: *vendu été a* gibt es nicht, und *a été vendu* sieht deswegen in der Tradition eines Rivarol als natürliche bzw. evidente Folge aus! Man konnte sich also eine Theorie über die zentrifugale Anlage der Verbalgruppe ersparen und dennoch "generative" Verhältnisse korrekt beschreiben:



Die deutschen Grammatiker hätten ohne weiteres eine entsprechende Serie aufstellen können:



Der Vergleich zwischen der französischen zentrifugalen und der deutschen zentripetalen Anlage hätte mit einer bestechenden Klarheit gezeigt, daß in beiden Sprachen die Verbalgruppe die gleiche Ordnung aufweist, diese Ordnung jedoch in konträren Richtungen abliest. In der Perspektive des *tertium comparationis* kann man mit Begriffen wie "Ordnung" und "Richtung" durchaus operieren.

Dieses Gesetz der identischen Ordnung und der konträren Richtung beherrscht weite Gebiete der Lexemverbindungen:

Jagdhund
Schreibmaschine
Bundesrepublik
Weißbuch
grün streichen
hart arbeiten

chien de chasse
machine à écrire
République fédérale
Livre blanc
peindre en vert
travailler dur

siegessicher
Regenfälle
gezeigt worden ist
X Y Z

determinans-determinatum
(zentripetale Anlage)

sûr de vaincre
chutes de pluie
a été montr  
Z Y X

determinatum-determinans
(disposition centrifuge)

Unabhängig von dieser Symmetrie hätte die zentripetale Struktur der deutschen Verbalgruppe sozusagen immanent leicht entdeckt werden können. So hätte man etwa die Nominalisierung bedenken können: wenn er *leben will*, so hat er *Lebenswillen*, aber auch wenn man gesagt hat, er wolle leben, so hat er deswegen längst kein besonderes *Willensleben*! Nicht unter dem Titel *Standauf*, sondern unter dem Titel *Aufstand* berichtet die Presse von einer Volkserhebung. Auch die Satzverneinung hätte man untersuchen können. Wenn es heißt, *einer könne nicht schlafen*, so ist das (ab-) prädizierte "Rhema" das /*Schlafen-können*/, wie aus *weil er nicht - schlafen kann* ersichtlich ist. Hoffnungslos falsch wäre aber eine Interpretation, welche die Negation nur auf das *schlafen* bezöge: *er kann - nicht (schlafen)*, als stünde es in seiner Macht, zu schlafen oder eben auf Schlaf zu verzichten. Aber um diese, und über ein Dutzend andere Beweisführungen angemessen darzustellen, würde ich wiederum ein ganzes Buch brauchen, länger als die "Structures logiques de la proposition allemande", worin zwei oder drei Beweise stehen. E i n Beweis reicht allerdings schon aus, wenn er stichhaltig ist. M.E. ist das generative Prinzip der wachsenden Komplexität der sog. umschriebenen Verbformen nicht der eleganteste, wohl aber, vom Grotesken her, der ironischste.

Sieht man von allen Interpretationsdifferenzen ab, klammert man also die Frage nach dem Determinationsverh altnis aus, so bleibt folgender syntaktischer Mechanismus, der übrigens, wie die anderen Rivaroladen, gar nicht leicht in das Gewand einer Regel zu zwängen ist:

wird (geschlagen)	{	→ nicht:	ist-worden (geschlagen)
	{	→ sondern:	ist <u>(geschlagen)</u> ↑ worden
hat (gekauft)	{	→ nicht:	hat-gehabt (gekauft)
	{	→ sondern:	hat <u>(gekauft)</u> ↑ gehabt
ist (gekommen)	{	→ nicht:	ist-gewesen (gekommen)
	{	→ sondern:	ist <u>(gekommen)</u> ↑ gewesen

ist (gekommen)

{ → nicht: *will-sein (gekommen)*
 { → sondern: *will₁ (gekommen) [↑]sein*

wird (verstanden)

- nicht: *ist-worden (verstanden)*
- sondern: *ist (verstanden)_↑ worden*

- weder: wird (sein(worden(verstanden)))
- noch: wird sein (verstanden) worden
- sondern:

wird ((verstanden) \uparrow worden) \uparrow sein

Warum einfach, wenn es kompliziert auch geht? Wie ist es denn einfach, d.h. wenn die Folge *ist verstanden worden* weder für tief noch für glatt gehalten wird?

Außerhalb des Bezuges (auch des fragenden) auf eine Behauptung (*assertio*) zeigt das Rhema folgende Struktur:

verstanden

|

verstanden

|

verstanden

wird

|

worden

+
|

ist

+
|

sein

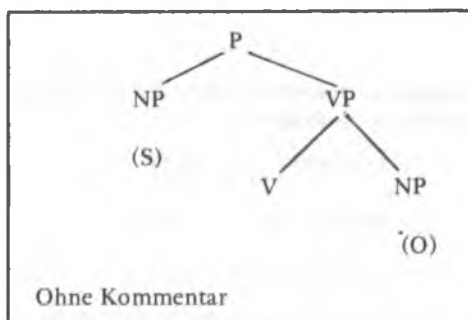
dürfte

wird	verstanden	<u>[wird]</u>		
ist	verstanden	worden	<u>[ist]</u>	
dürfte.....	verstanden	worden	sein	[dürfte]

Die triviale Moral von der Geschichte wäre, daß manchmal für ein Innen gehalten wird, was ein Außen ist und zudem kein solides Außen, da es schon als eigenes Innen labil ist. Nicht trivial ist hingegen die Tatsache, daß solche Modellinterferenzen wohl nicht für jedes Sprachenpaar, Swahili – Japanisch, oder Dänisch – Türkisch, usw. gelten, nicht einmal für alle Paarungen des Deutschen mit anderen Sprachen, z.B. Arabisch oder Ungarisch. Wer die Diachronie der Theorie kennt, weiß, daß die französische Grammatik eine Art Erbgrammatik der deutschen Grammatik ist, wenngleich beide aus einer lateinischen Grammatik stammen, die von griechischen Grammatikern inspiriert worden war. Um Port-Royal herum, von Scoppius bis Jungius, geschah der Wechsel vom Latein zum Französischen, als Universalmodell, wie Rivarol später in Preußen verkündete – und dafür preisgekrönt wurde. Diese Primärbelastung der deutschen Grammatik durch die französische Schule hat mich im Laufe der Jahre immer stärker beeindruckt – und unglücklich gemacht, wußte ich doch in zunehmendem Maße, während ich an der vergleichenden deutsch-französischen Grammatik arbeitete, daß es die Franzosen nicht freuen würde, zu erfahren, daß ihr Modell so universal nicht ist, und daß es die Deutschen ärgern würde, daß so urtümlich nicht ist, was sie mitunter für Ur-eigenes halten.

Das Objekt

Zitat:



Von Griechen zeugt, von Römern adoptiert, am französischen Hofe großgezogen und in Deutschland ehreneingebürgert, haben sich die grammatischen Theorien rund um den Erdkreis ausgebreitet. Einige kommen sogar frisch getüncht aus Übersee zurückgesegelt. Darunter befindet sich die Theorie des Akkusativobjektes als Element des Prädikatsverbandes, nämlich als "Ziel", und zwar als internes Ziel, einer beliebigen Transitivität. Diesen Punkt greife ich nicht etwa heraus, weil er in den deutschen

Grammatiken noch verbreitet gälte — wie der erste, oder weil er schlechthin zum Credo der deutschen Sprachlehre gehörte — wie der zweite, sondern weil gerade in der für Außen konzipierten und durchgeführten Grammatik Sch. & G. Benennungen und zweifellos auch Begriffe wie “Prädikatsobjekt”, ja “Prädikatssubjekt”, verwendet haben. Unter diesem bislang zu wenig beachteten “Prädikatsobjekt” bzw. Nichtprädikatsobjekt verstehe ich, bis auf weiteres nicht zu Unrecht, das rhematische bzw. das thematische Objekt.

Im zitierten Schema führt der linke Schenkel zu einem Ennpheh, welches — auch wenn der Name radiert wurde — das “Subjekt” meint, mit anderen Worten: den “Satzgegenstand”, dem ein “Prädikatsverband” gegenübersteht, der aus einem ein- oder mehrstelligen Prädikat und aus Prädikatsergänzungen steht. Das “Akkusativobjekt” ist mit dem anderen Ennpheh gemeint, zu dem die rechte Abzweigung im rechten Schenkel führt. Das Unkraut der “freien Angaben” wurde vermitteltst Weglaßproben entfernt. Die Doktrin, mit der ich mich nicht anfreunden kann, leider also anfeinden muß, ist folgende: das Akkusativobjekt ist *per se* Teil des Prädikatsverbandes.

Nun, das Objekt gehört nicht notwendigerweise dem Prädikatsverband an. Gehört es ihm an, so *per accidens*. Gehört es ihm nicht an, so ebenfalls *per accidens*. Gleiches gilt vom Subjekt. Für beide, Subjekt und Akkusativobjekt, gilt sogar, das sie m e i s t e n s n i c h t zum Prädikatsverband gehören.

Gewiß, die Valenzfigur eines transitiven Verbs verlangt nach akkusativischer Saturation. Aber auch nach nominativischer! Heischend greifen Tentakel nach Objekt und nach Subjekt, und nichts würde einen Valenzlexikographen dazu berechtigen, das Subjekt außen zu beheimaten (es kann drinnen stehen) und das Objekt innen anzusiedeln (es ist fast immer draußen). Die Valenztheorie ist eine Kasusbeschreibung, und keine Satzlehre. Ob ein Objekt prädikativ ist oder nicht, es bleibt ein Objekt; Objekt bleibt Objekt, Subjekt Subjekt, Kasus Kasus. Die Sättigung der Valenz erfolgt unabhängig von Existenz, d.h. von Opposition zwischen Bedeutung (Rhema) und Bezeichnung (Thema). Die Benennung “Satzbaupläne” wurde für minimale Listen von Satzbaumaterialien verwendet und hat zu einer gewissen Verblendung geführt, da sie den Anschein weckte, man habe nun endlich das Formprinzip und brauche keine fundamentale Frage nach der Form mehr zu stellen, könne mit leichter Hand nachweisen, daß alle oberflächlichen Abweichungen so etwas wie akrobatische Verrenkungen eines Knochenvalentins seien, die aber nichts daran ändern, daß ein Akkusativobjekt eben zu seinem Prädikat im Prädikatsverband gehört wie eine Zehe zum Fuß am rechten Bein, und daß keiner der folgenden

Sätze Anlaß gebe, den Begriff des "Akkusativobjektes" erneut zu bedenken:

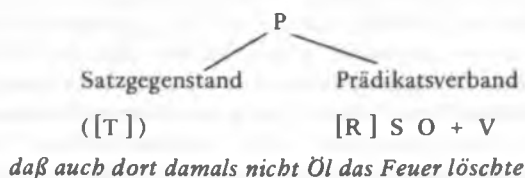
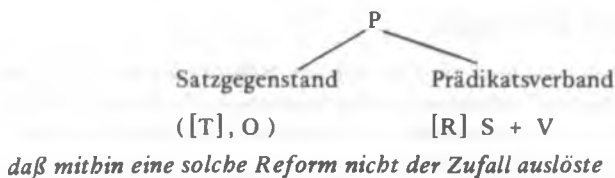
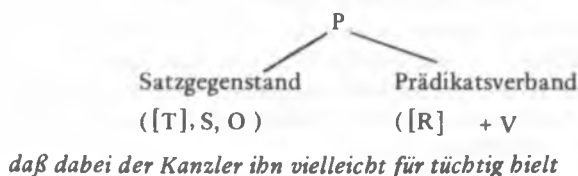
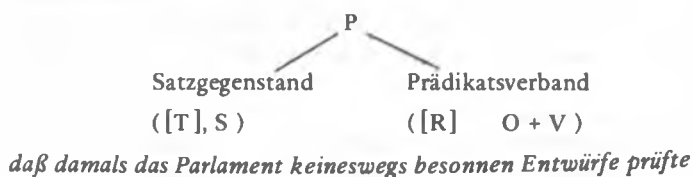
*er hat nicht recht
er kannte das römische Recht nicht
er will nicht den Sturm säen
er kann das Ende des Sturms nicht abwarten
könnte er nicht den Mund balten?
balten Sie bitte den Mund nicht offen!
man beerdige nicht die Lebendigen!
sollte man die Toten nicht beerdigen?
er hätte nicht den Abend vorzeitig loben sollen
er hätte den Abend nicht im Regen verbringen sollen
und da sollte man nicht die Flinte ins Gras werden!
sogar im Schlaf ließ er die Flinte nicht aus der Hand*

Dieser bescheidenen Sammlung könnte man nun vorwerfen, daß sie stehende Redewendungen einmischt. Springt der Gegensatz zwischen eigentlicher Bedeutung und übertragener Bedeutung nicht ins Auge? Nun, dieser Einwand wäre ein Bumerang, denn nur die festen Redensarten und die Metapher verifizieren die Regel der Interpretation des Objektes in den Prädikatsverband! Am innersten, wenn man so schreiben darf, wäre das Objekt der immanenten Transitivität, nach dem Muster *vivre sa vie*, *Propaganda propagieren*, *eine Meldung melden*, oder das übliche *demander une question* oder, was ein Humorist verblüffend bestaunen kann: *ein Loch bohren!*

Nun könnte man, kurz vor der Kapitulation, einen prinzipiellen Rückzieher anmelden, eine Art Ordnungsruf, mit dem terminologischen Hinweis darauf, daß der Prädikatsverband mit dem Rhema nichts zu tun habe. Nun denn! Aber womit sonst? Über Nomenklaturen darf man nicht streiten, aber über Definitionen muß man diskutieren. Tatsache ist, daß der Prädikatsverband als logischer Aussagekonstituent definiert wird, sobald dem linken Ennpheh, von dem etwas ausgesagt wird, das rechte Vaupheh mit seinen internen Ennphehs gegenübergestellt wird als das im Verbund prädierte komplexe Satzelement: Prädikat ist die lateinische Entsprechung zum griechischen — nicht zum Prager — Rhema. Dem Rhema gegenüber steht das Thema, bei den Griechen prinzipiell bezeichnende onomatische Angaben, trivial ausgedrückt "Satzgegenstand", leider in der grammatischen Scholastik mit dem "Subjekt" gleichgesetzt.

In Bezug auf die Zugehörigkeit von Objekt und Subjekt (und desgleichen anderer "Satzglieder") zum Rhema und zum Thema liegen diverse Muster vor. In den folgenden Beispielen erinnern [T] und [R] an die mögliche

Anwesenheit anderer thematisch oder rhematisch auftretender Funktoren:



Die entsprechenden Aussagen, auch die aussagebezogenen Fragen, werden durch die Zweitstellung des finiten Verbs gekennzeichnet: *prüfte, hielt, löste, löschte*; bei Satzfragen bleibt die Kopfstelle leer; anderswo kann sie thematisch oder rhematisch besetzt werden, wobei entweder die Prosodemopposition oder die Eindeutigkeit der ataktischen Beziehungen die Zugehörigkeit der Ansätze zum Prädikatsverband oder zum "Satzgegenstand", also zum Aussagethema sichern. Das Akkusativobjekt, hier O, kann zu den [T] oder zu den [R] gehören; wo es steht, steht es *per accidens*. *Quod erat demonstrandum*? Vielleicht versteht diesen Beweis (thematisch), nur wer nicht die Katze (rhematisch) im Satz kauft. Weder die alte Sprachlehre noch die Beschreibungen des "Mittelfeldes" (Konglomerat von einigen [T] und einigen [R]) noch die pseudoformalisierte Kürzelschrift NPs/VP (V & NPo) können die Einsicht in die prinzipielle

Prädikatsunabhängigkeit des Akkusativobjektes einbauen oder verkraften. Die Valenzrelation wird damit nicht beanstandet, ganz im Gegenteil, denn sie gilt ja auch für das Nominativsubjekt! Die prädikative Natur des Objekts gilt zu Unrecht als innere Intuition, als Heimevidenz: sie ist Kolonialprodukt oder zumindest Importware. In seinem in deutschen Landen gekrönten "Discours sur l'Universalité de la langue française" schrieb Rivarol: "le Français nomme d'abord le sujet de discours, ensuite le verbe, qui est l'action, et enfin l'objet de cette action: voilà la logique naturelle à tous les hommes. I ... I Le Français, par un privilège unique, est seul resté fidèle à l'ordre direct, comme s'il était tout raison." Etwas weiter im Text steht das berühmte "ce qui n'est pas clair n'est pas français", aus dem nicht selten eine Overdose Chauvinismus gedreht wird, indem stillschweigend kontraponiert verstanden wird "was nicht französisch ist, ist unklar". Hase im Pfeffer, oder Hahn im Korb?

Von der Didaktik zur Heuristik

Kein Zweifel, ich habe mich im Thema geirrt. Schritt für Schritt bin ich vom Spazierweg der Beschreibung des Deutschen als "Fremdsprache" in das Gestrüpp von Innen und Außen abgekommen. Oder auch aus dem Sumpf weicher Begriffe auf harten Boden gelangt. Fels ist nicht illusionäre konventionsuntermauerte Verabsolutierung undefinierter Begriffe, sondern die Erkenntnis der Relativität von etlichen grammatischen Kategorien. Die "Relativität der Grammatik" könnte später einmal das Thema zu einer Jahrestagung des IdS abgeben. Inzwischen wäre die Verbindung von "linguistischer Intuition" und "theorielooser Formalisierung" eine besonders teure Illusion: *reculer pour mieux sauter*, aber nur in Phase I. Das Nachdenken, das Vergleichen, das Experimentieren und das Diskutieren, das Beweisen vor allem, gehören nun einmal zur Grammatik als Wissenschaft. "Theorieloose Wissenschaft" ist ein doppeltes Mißverständnis. Allerdings ist die Masse, die es zu wälzen gilt, ungeheuerlich, und ihre Trägheit entsprechend. Der Hebel wird es schon schaffen, wenn er nur am richtigen Punkt angesetzt wird. Aus mehreren Gründen sehe ich diesen Punkt, *punctum fixum* und *punctum saliens* zugleich, in der deutschen Satzverneinung, *la chose la plus claire du monde*!